

SUDAN

Das große Sterben

Mindestens 50 000 Menschen sind bisher umgekommen, und die Welt schaut zu: Der Westen will nicht eingreifen, die Afrikanische Union kann es nicht.

Mit dem Regen kamen die Seuchen, und mit den Seuchen kam der Tod. In den Flüchtlingslagern Darfurs hat das große Sterben begonnen. Ausgezehrt von wochenlangen Hungermärschen, ausgeraubt und vergewaltigt, entmutigt und hungrig haben die Menschen in Darfur den Krankheiten nichts mehr entgegensetzen. Kleinkinder sterben an Unterernährung, an Durchfall. Alte, auf der Flucht von ihren Familien getrennt, krepieren zwischen hoffnungslos überbelegten Zelten und verdreckten Latrinen.

Der Boden ist mit Exkrementen verseucht, ein tiefer, morastiger und stinkender Untergrund. Die Lastwagen erreichen nur noch selten die Lager, mitunter stecken sie tagelang in den Wadis fest. Die Eisenbahnverbindung nach Khartum ist unbrauchbar, wenn der Regen die Gleise unterspült; Lebensmittellabwürfe aus der Luft sind eine Seltenheit geworden, weil der Regen keine Flüge zulässt; Landepisten haben sich in Sumpflandschaften verwandelt.

Wochenlang hat die Weltgemeinschaft über das bevorstehende Sterben debattiert. Nun kann sie es dokumentieren. Es ist die Chronik eines angekündigten Todes: Mindestens 200 Menschen, sagt die Weltgesundheitsorganisation, sterben jetzt jeden Tag in Darfur. 144 Tote hat sie pro Tag in den Lagern in West-Darfur gezählt, 57 in Nord-Darfur. Im Süden konnte sie aus Sicherheitsgründen nicht einmal Todesstatistik

führen. Sie kommt auf 6000 bis 10 000 Tote im Monat. Mindestens.

„Diese Zahlen sind hoch“, sorgt sich der Chef der WHO-Kriseneinsätze, David Nabarro: „höher als diejenigen, die wir in Ost-Timor hatten, höher auch als die im Irak 1991, vergleichbar mit denen, die wir in Ruanda in den schlechten Zeiten hatten.“ Und Nabarro spricht nur von denen, die in den Lagern sterben, in denen sie sich Rettung erhofften. Insgesamt, schätzt die Uno, sollen bisher 50 000 Menschen in Darfur umgekommen sein. Menschenrechtsorganisationen wie die Gesellschaft für bedrohte Völker meinen gar, es seien 120 000. Genaue Informationen hat niemand, ausländische Beobachter sind nicht erwünscht.

1,2 Millionen Menschen sollen im Westen des Sudan auf der Flucht sein und über 100 000 im Nachbarland Tschad. Etwa 500 000 Menschen haben es nach Angaben von Hilfsorganisationen noch nicht einmal in die Sterbelager geschafft. Sie halten sich noch im „Kriegsgebiet“ auf – einem „Killing Field“, in dem es keine Fronten gibt, sondern nur die unbarmherzige Hatz berittener Todesschwadronen, der Dschandschawid, auf wehrlose Zivilisten und ihr klägliches Hab und Gut.

„Sie umlagern die Flüchtlingslager“, berichtet David Mozerky von der International Crisis Group, „wenn Frauen die Lager verlassen, um Brennholz oder Nahrungsmittel zu suchen, werden sie geschnappt und vergewaltigt.“ Schon vor Wochen hat Amnesty International eine Studie vorgelegt, die deutlich macht, dass Massenvergewaltigungen als Kriegswaffe eingesetzt werden.

Quälend lang starrt die Weltgemeinschaft wie paralysiert auf das grausame Geschehen im Sudan und ist sich uneins, wie sie damit umgehen soll. Die Amerikaner, Architekten schon des hochumstrittenen

Friedensabkommens zwischen Nord- und Südsudanese, wollen den Druck auf die islamistische Regierung in Khartum erhöhen und sprechen von einem Genozid. Russen und Chinesen blockieren jedoch Sanktionen im Weltsicherheitsrat.

Die Außenminister der Europäischen Union haben zwar Kenntnis von „Berichten über massive Menschenrechtsverletzungen“, können sich aber nur zu halberzigen Sanktionsandrohungen durchringen. Die Mittelmeeranrainer, heißt es, verfolgten einen behutsameren Kurs gegenüber dem sudanesischen Regime.

Während in Darfur die Flüchtlinge verrecken, zanken sich die Führer der Welt um Kleinigkeiten. Bisheriger Erfolg: 130 afrikanische Beobachter überwachen die „gegenwärtig schlimmste humanitäre Krise der Welt“ (Uno) und haben dafür an fünf Orten in Darfur und einem im Tschad Position bezogen, während das Morden auf einem Territorium von der Fläche Frankreichs

weitergeht. Geschützt werden sie dabei von 300 afrikanischen Soldaten, die allerdings einigermaßen bewegungsunfähig sind, weil sie kein eigenes Benzin haben und vom Sprit aus Khartum abhängen.

Was sich in Darfur abspielt, ist Tragödie und Farce zugleich. Weil Europäer und Amerikaner handlungsunfähig sind, gleichwohl aber eine rühmlichere Rolle als 1994 während des Ruanda-Massakers spielen wollen, finden sie starke Worte für die Krise und kündigen an, die Afrikanische Union (AU) nach Kräften in ihren Friedensbemühungen zu unterstützen. Dabei wissen sie, dass die zutiefst gesplante afrikanische Staatengemeinschaft gar nicht in der Lage ist, den Sudan zu bändigen.

Schon die afrikanische Friedensmission in Burundi führte zu einem Blutbad. Mit der Entsendung ausgerechnet nigerianischer und ruandischer Friedenssoldaten in das Elendsgebiet werde der Bock nun voll-



Flüchtlinge aus Darfur im Grenzgebiet: Chronik eines angekündigten Todes



CHRISTOPH PÜSCHNER / EPD (L.); SCOTT NELSON / GETTY IMAGES (R.)

ends zum Gärtner gemacht, monieren Kritiker.

In Liberia plünderten nigerianische Peacekeeper nach Herzenslust und kehrten reich beladen mit Beutegut heim. Ruandische Soldaten der Eingreiftruppe, deren Flugkosten nach Darfur die Niederlande übernahmen, sind für Millionen Tote im Kongo mitverantwortlich und verwandeln seit Jahren das Gebiet um die Großen Seen in ein einziges Trümmerfeld.

Und auch jetzt droht die AU zu scheitern. Nigerias Präsident Olusegun Obasanjo hatte sich als Vermittler zwischen den verfeindeten Gruppen angeboten und getönt, die Afrikaner seien am ehesten in der Lage, Frieden im Sudan zu gewährleisten: „Wir wissen, wo der Schuh drückt. Wir kennen das Terrain besser.“

Dennoch scheint dem nigerianischen Präsidenten, selbst verstrickt in Konflikte mit dem islamischen Norden seines Landes, die Vermittlung zu entgleiten. Beharrlich lügt die sudanesisische Regierung, sie werde die Killer der Dschandschawid entwaffnen, beharrlich weigern sich die zwei Rebellengruppen, einer Entwaffnung zuzustimmen.

Nun verkündet Ahmed Tugod Lissan von der Rebellenfraktion „Justice and Equality Movement“ den Ausstieg aus den Verhandlungen: „Es gibt keinen Fortschritt, auch nach drei Wochen keine Einigung über die Sicherheitsfrage.“ Die Gespräche, beschied der Warlord Nigerias Präsidenten knapp, seien „kollabiert“.

Unbeweglich zeigt sich auch die sudanesische Regierung. Beobachter der AU will sie in Darfur dulden, nicht jedoch die von den Vereinten Nationen geforderte Friedenstruppe. „Dieses Sterben“, sagt David Mozersky, „kann sich noch über Jahre hinziehen.“

Riesige Landstriche Darfurs sind verwüstet. Ob die Überlebenden aus den Lagern jemals in ihre zerstörte Heimat zurückkehren, hängt von der Entwaffnung der Reiterbanden ab. Die durch die Vertreibungen verursachten Ernteauffälle machen Hunderttausende auf Jahre abhängig von Hilfslieferungen. Epidemien breiten sich aus.

In Nairobi verfasst der Krisenexperte Mozersky einen Bericht nach dem anderen über die Lage in Darfur. Er analysiert und rät, er fleht und bittet. Mozersky fordert Friedenssoldaten für den Sudan, mindestens 3000, lieber mehr.

Er weiß, dass knapp tausend Soldaten, überwiegend Franzosen, das ostkongolische Bunia befrieden konnten. Und wenige hundert Briten das kriegsgebeutelte Sierra Leone.

„Irgendwann“, sagt er, „sitzen wir hier, wie nach Bosnien, wie nach Ruanda, wie nach dem Morden im Kongo und fragen uns: Warum haben wir wieder nichts getan? Wir wussten doch, was geschieht.“

THILO THIELKE